

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Volksblatt. 1878-1882 1878

45 (10.11.1878)

Volksblatt

Herausgegeben
von Dr. Chr. G. Sottinger.

Erscheint jede Woche — Preis vierteljährlich: Im Reichspostgebiete, bei der Post abgeholt, 50 Pf.; ins Haus gebracht und im Buchhandel (Commissionär L. Fernau in Leipzig) 65 Pf.
Passende Anzeigen: Die Zeile 30 Pf.

Prüfet Alles, das Gute behaltet!
Eines Mannes Rede ist keine Rede, — Man muß sie hören bedede.
Im Nötigen Einheit, | Im Zweifelhafsten Freiheit,
In Allem Liebe.

Mr. 43.

Straßburg im Elsaß,

10. November 1878.

Aus der Steinzeit.

Karl Martell, der letzte Hausmaier der merowingischen Könige, Herzog und Fürst der Franken, der mit gewaltigem Arm die Araber bei Tours (732) und bei Narbonne (757) schlug, war der letzte Heerführer, der noch mit dem Steinhammer focht, woher er auch von seinen Zeitgenossen den Namen „Martell“ erhielt. Das Wort „Hammer“, althochdeutsch: hamar, ist in der alt nordischen Sprache Fels, Stein. Hammer und Stein ist gleichbedeutend, es ist der Steinkel, den wir zu Hunderttausenden aus den Sümpfen und Mooren hervorziehen oder als Beigabe der Toten in den alten Hügelgräbern wiederfinden. Immer häufiger aber wird schon in den Gräbern der Merowinger-Zeit das schneidige eiserne Schwert (spatha) und das einschneidige eiserne Hiebmesser (scramasaxa), welche allmählich die Steinwaffe verdrängten. Vom 8. Jahrhundert an scheint der Steinhammer nur vereinzelt noch im Gebrauch gewesen zu sein und besteht eine Zeit lang nur noch fort als Gegenstand der Ueberlieferung, des Aberglaubens und im Rechtsbrauch. Das vordem Heilige und Ehrwürdige (führte doch auch der Gott Thór den Hammer, der seinen eigenen Namen Mjölnir hatte) wird bald nicht mehr verstanden, wird wohl auch von den christlichen Lehrern und Geistlichen als heidnisch und verabscheuungswürdig bezeichnet oder lächerlich gemacht. Am längsten lebt der Hammer im altdeutschen Rechte fort oder vielmehr in den alten Rechtsbräuchen, die älter sind als alles geschriebene Gesetz. Ein solcher Rechtsbrauch war der Hammerwurf, der ebenso beim Ostgothen als beim Franken, ebenso am Neckar wie an der Elbe gefunden wird. Wie in alten Zeiten Thór mit seinem Hammer die Braut weihte und mit ihr die Ehe

und jede Errungenschaft, wie er auch am Ende des Erdenlebens den Scheiterhaufen weihte, so bedeutete der Hammerwurf das Recht auf Grund und Boden, auf Wasser und Fluß. So weit reichte das Eigenthum, als der Hammer flog, der mit der Rechten unter dem linken Bein durchgeworfen wurde, während die Linke das rechte Ohr berührte. Ebenso erschien auch der Hammer wieder, wenn Einer seiner Habe verlustig wurde. Daher heute noch bei Gantverfahren das Eigenthum „unter den Hammer kommt.“

Ganz ähnlich wie der Hammer reicht auch noch ein anderes Werkzeug in die Steinzeit hinauf, gleichfalls eine Waffe, die freilich ihre Gestalt sehr geändert hat; denn ihr blieb nur der Name. Wir meinen die Flinte. Heutzutage spielt Zündnadel und Zündhut seine Rolle, aber noch in den Napoleon'schen Kriegen zu Anfang des Jahrhunderts war das Wichtigste der Flintstein oder Feuerstein, dessen Zurichtung als tiefstes militärisches Geheimniß behandelt wurde. Durch das ganze Mittelalter wurde wie heute noch im Orient das Steinschloß angewendet und gab der Flinte, Flins, Fleins dem ganzen Werkzeuge seinen Namen. Fleins, Flins aber bedeutet heute noch in der Volkssprache stets den am betreffenden Orte härtesten Stein. Die festen, zu Flurplatten und Deckeln geeigneten Schiefer, die den weichen Biaschiefer durchziehen, sind die „Fleinsplatten“, oder stößt der Arbeiter, der milde Haufteine abbaut, auf harte unbrauchbare Zwischenlager, so hat er „Fleinssteine“ getroffen u. s. w. In jeder Gegend Schwabens ist der Fleins oder Flins wieder ein anderer Stein, stets aber der härteste der Gegend. Der an und für sich härteste aber unter allen Steinen ist der eigentliche Flint-

stein oder Feuerstein, der amorphe (nicht kristallisirte) Kiesel oder Siliz. Die Steine, die härter sind als Kiesel, heißen bereits Edelsteine.

Der härteste unter den gemeinen Steinen ist somit der Feuerstein, wie er allgemein in Deutschland heißt. Er hat zugleich die Eigenschaft der allgemeinsten Verbreitung und der größten Widerstandsfähigkeit gegen die Einflüsse der Atmosphären. Der Feuerstein kann chemisch gar nicht gelöst werden, er kann nur mechanisch zertrümmert werden oder in der Hitze zerspringen, aber aufgelöst wird er nie. Daher kommt es, daß wir den Feuerstein, wo er auch liegen mag in der Erde, unverändert wieder finden in der Gestalt, die ihm vor Zeiten von Menschenhand gegeben worden ist. Die bearbeiteten Feuersteine, *silex taillés* nennt sie der Franzose, sind der erste und älteste Beweis von dem Vorhandensein des Menschen in einer Gegend. Auf der ganzen Erde in allen Kulturländern oder in der Wüste, im hohen Norden von Labrador oder in den Tropen, in Europa oder in Japan finden sich in der oberflächlichen Erdschichte spitzige oder scharfe Feuersteinsplitter, welche die Hand des Menschen an sich zu erkennen geben. Alle diese Splitter zeigen eine merkwürdige Uebereinstimmung in der Form und liegen meist in so ungeheuren Massen nebeneinander, daß man z. B. aus einer einzigen Höhle schon 20—30,000 Stücke hervorgezogen hat und in den Museen ganze Schränke damit gefüllt werden können. Der Umstand, daß an den Orten, an welchen derartige Feuersteinsplitter aufgehäuft liegen, noch nie eine Spur von Metallwerkzeugen gefunden wurde, daß vielmehr alle sonst vorkommenden Artefakte deutliche Spuren der Bearbeitung durch die Feuersteinmesser zeigen, veranlaßte die Gelehrten, die ganze Zeit, welche die gespaltenen Feuersteine kennzeichnen, für ältere Steinzeit anzusprechen.

1. Die ältere Steinzeit.

Unter sämtlichen Rundgebungen menschlicher Existenz auf Erden kennen wir zur Zeit keine ältere und zugleich verbreitete als die zu schneidenden und spitzigen Werkzeugen zugeschlagenen Feuersteine. Das natürliche Vorkommen des Feuersteins ist in Knauern und Kugeln von Faustgröße bis Kopfgröße, die in Schichten von Kalk eingesprenkt sind. Am liebsten liegen die Feuersteinknauer in den losen freibigen Kalksteinen des Tertiärs, der Kreideformation und des Jura's, seltener schon sind sie in der Trias und den Lagern des alten Gebirges. Bei der Verwitterung und Lösung der betreffenden Schichten fallen die Knauer heraus, bleiben je nach dem Terrain an Ort und Stelle liegen oder werden vom Wasser fortgeführt. Zerschlägt oder zersplittert man einen Feuersteinknauer, so zerspringt er in der Richtung des Stoßes mit glattem Bruch; denn es ist Eigenthümlichkeit dieses harten und spröden Steins, daß er bei einem kurzen, mit mäßiger Kraft geführten Schlag mit Leichtigkeit in der Richtung des Stoßes oder Schlags gesprengt und gespalten werden kann. Vor Erfindung der chemischen Feuerzeuge, vor 50 Jahren, wurde in ganz Europa noch das Feuer mit Stahl und

Stein gemacht: zu jener Zeit wurden noch jährlich Millionen Feuersteine geschlagen; denn ein geschickter Arbeiter war im Stand im Tag zwischen 3 und 400 Steine zu schlagen, wobei er sich eines hartholzenen Hammers zum erstmaligen Spalten und eines leichten Eisenhämmerchens zum feineren Zurichten bediente. Heutzutage ist die Kunst des Feuersteinenschlagens immer seltener geworden, doch erfährt man durch Reisende von Arbeitern, welche heute noch so gut als in der Vorgeschichte Feuersteinmesser zuzuschlagen im Stande sind, also daß auch der vorsichtigste und genaueste Kenner sie von ächten Stücken zu unterscheiden nicht im Stande ist.

Wo Feuersteinsplitter in größerer Anzahl gefunden werden, liegen mit denselben stets auch Gegenstände zusammen, welche augenscheinlich mit der Schärfe der Feuersteine hergestellt wurden, als da sind: abgeseigte und scharf zugespitzte Geweihsstücke, durchbohrte Geweihsstücke, an der Wurzel durchbohrte Zähne von Bären, Hyänen, Pferden u. s. w., Nadeln mit und ohne Dohr, Priemen, Ahlen u. s. w., glatt geschabte, falzbeinartig zugeformte Geweihsstücke und Knochen: kurz eine Reihe von Beinartefakten, an deren Oberfläche die Striemen und Sägestriche des Feuersteins gar nicht zu verkennen sind.

An einzelnen Stationen ist man sogar im Stande, die ganze Reihenfolge der Manipulation, in welcher das Geweih bearbeitet wurde, zu verfolgen. Wir wählen z. B. den Niederlassungsplatz an der Quelle der Schussen in Oberschwaben, eine der reichsten Fundgruben für unser Wissen um das Leben und Treiben der Menschen zur Zeit der Reithiere und Bären. 4—5 Meter unter Tag liegen hier im schwarzen Moorschlamm Tausende von Feuersteinmessern neben Reithierschädeln, denen die Geweihe abgeseigt sind. Abgeseigt — das heißt: mit der Schärfe des Feuersteins wurde das Geweih an der Schädelgrundlage halb durchgeseigt und die andre Hälfte abgeschlagen. Hierauf wurden in ähnlicher Weise die Spitzen abgeseigt. Das Hauptgeschäft aber bestand in dem Ausfügen längerer gerader Werkzeuge, wie sie aus den Geweihsitzen nicht zu gewinnen waren. Zu dem Ende wurde die Stange gegen den Boden gestemmt und mit der Linken gehalten. Mit der Rechten aber wurde auf der Innenseite ein 5—8 Dezimeter langer Schnitt eingerissen, der so tief geführt wurde, bis man auf die innere, poröse Geweihsmaße kam. Hierauf wurde die Stange umgedreht und der zweite Schnitt in einem spitzen Winkel zum ersten geführt, daß zwischen beiden Schnitten ein Mittelstück sitzen blieb von der nöthigen Breite, um dasselbe zu Spitzen und Nadeln zu verarbeiten. Man darf nicht vergessen, daß in Ermangelung von Schraubstock und Zwingen es in dieser Weise allein möglich war, den Beinwaaren eine bestimmte Form zu geben; waren sie dann so weit fertig gefügt, daß sie nur noch aus der Stange ausgebrochen zu werden brauchten, so geschah dies schließlich. Die Nadel und Spitze wurde in der Hand vollends glatt geschabt, die Stange, aus welcher die Stücke ausgebrochen waren, als werthlos bei Seite gelegt. Noch nie aber wurde an solchen Orten

auch nur die Spur eines Hiebes beobachtet, welcher durch ein Metallwerkzeug zu Stande gebracht worden wäre. Es war das Leben von Menschen, welche den Gebrauch der Metalle noch nicht kannten.

Dazu tritt ein weiterer Umstand von der allergrößten Bedeutung: die Thiere, welche ihre Knochen an den fraglichen Stationen gelassen haben und deutliche Spuren an sich tragen, daß sie von Menschen abgenagt und zur Gewinnung des Marks geöffnet worden waren, gehören einer nicht mehr in diesen Breiten bestehenden Fauna¹ an, sie sind vielmehr in eine nördlichere, kältere Zone zu verweisen. Oder mit andern Worten: ihre Existenz nöthigt zu der Annahme eines kälteren, arktischen Klimas, wie es heute nur noch in der Nähe des nördlichen Polarkreises getroffen wird, etwa im Lande der Lappen, Samoeden, Tungusen und Tschuktischen. Wir finden nämlich zugleich mit den Feuersteinmessern die Knochen, Zähne und Geweihe hochnordlicher Thiere: des sibirischen Elefanten und Nashorns (beide jetzt ganz ausgestorben), des Moschusochsens, Elchs, Riesenhirschs, Wisents und des Renthiers, von wilden Thieren des Bären, des Vielfraß, der Hyäne, des Wolfs und Polarfuchs, während die Vogelknochen auf das Schneehuhn, den Schwan und die Schneegans weisen. Diese Knochen liegen nun nicht etwa vereinzelt unter den Knochen anderer bei uns heimischer Thiere, sondern stets bei einander mit Ausschluß der heutigen Fauna. Was aus der ältesten Steinzeit in unsere lebende Thierwelt hereinragt, ist das Pferd, das Schwein und ein kleiner Dohse. Sonst besteht zwischen beiden Faunen keinerlei Gemeinschaft.

Dies berechtigt doch wohl, jene Zeit als eine für sich bestehende, durch klimatische Aenderungen von der Jetztwelt abgeschlossene Periode zu betrachten und sie kurz die ältere Steinzeit zu nennen.

In Anbetracht, daß die Reste der ältesten Steinzeit vorzugsweise in Höhlen und an Quellen beisammengefunden werden, zieht man wohl den richtigen Schluß, daß die Höhlen, wie sie jedes Kalt- und Gypsgebirge bietet, die ersten, natürlichen Wohnstätten der Menschen waren, darin sie sich vor der Unbill der Witterung schützten. Bei guter Witterung aber hielten sie ihre Mahlzeiten bei einer Quelle und häuften an dieser die Skelettreste des getödteten Wildes oder die Abfälle ihrer Stein- und Bein-Industrie.

Trete einmal, geneigter Leser, in eine der Höhlenwohnungen und laß dir den ausgeräumten, sorgfältig von Gelehrten durchsuchten Grundschutt erzählen von den längst vergangenen Tagen, da Menschen und zwar Menschen von beiläufig unserer Größe, Statur und Kopfform hier hausten und Fleisch in Fülle verzehrten, trete einmal ein in die Ofnet im sog. Himmelreich an der bairisch-württemberg'schen Grenze bei Nördlingen. Himmelreich heißt dort eine der Jurazungen, die sich vom Massiv der schwäbischen Alb ausgehend in das vulkanische Ries hinabsenkt, das vor Zeiten ein großer Sumpf und Morast gewesen sein muß, in den

¹ Thierwelt.

es heute noch sich verwandelt, wenn etwa der Schnee rasch zergetzt oder anhaltende Sommerregen niederfallen. Auf der Abendseite des Himmelreichs fallen flechtenbedeckte graue Felsen ziemlich steil, aber von der Höhe aus leicht zugänglich nieder in's fruchtbare, wasserreiche Thal. Die Felsen, vielfach zerrissen und zerklüftet, bilden etwa in halber Höhe des Bergs eine natürliche Grotte, einem Backofen zu vergleichen, woher sich wohl der Name Ofnet schreibt. Vor dem Eingang in die Höhle liegt ein ganz gewaltiges Felsstück, das so ziemlich den Eingang schließt, sobald es aufrecht gestellt ist; ein seitliches Rohr, durch das ein Mann gerade noch schlüpfen kann, vermittelt dann den Verkehr mit der Außenwelt. Die Höhle ist Wohnzimmer, Schlafzimmer, Küche, Speiskammer und — Abfallhaufen in Einer Person. Bei einer Höhe von 10 Meter ist der Rauch der Küche nicht belästigend; verschiedene Felsenbänke an der Südostseite der Grotte braucht man sich nur mit Moos und einem Bärenfell bedeckt zu denken, so steht das köstlichste Ruhebett bereit, müde Glieder wieder zu erquickend. Die Tiefe der Grotte läßt dem Bewohner freie Wahl, ob er im Hintergrund in undurchdringlicher Nacht oder in dämmerigem Zwielicht oder aber in der Nähe der Oeffnung am Lichte des Tages seine Zeit verbringen will. Thatsache ist, daß die Hauptmenge der Feuersteinartefakte am letztern Orte, dem Eingang zunächst lag; das Spalten und Zuspitzen der Steine erforderte selbstverständlich das Tageslicht, desgleichen lag der metertiefe Schutt der Küchenabfälle zunächst der Thüre und dem Fenster und mengte sich mit den Scherben der Geschirre und den Splintern der Steine. An der Nordwand der Grotte aber häuften sich Asche und Kohlenrümmen; denn an diesem etwas geschützten Ort war die prächtigste Stelle für die Feurung. In dem Aschen- und Kohlenhaufen aber befanden sich an zahlreichsten die zum Genuß durchaus unbrauchbaren Zähne und Zahnkieser, während die zer Schlagenen Rohrbeine und Wirbelknochen in der ganzen Höhle zerstreut lagen. Tausende von Pferde zähnen namentlich lagen hier dicht nebeneinander, der Zahl nach kaum hinter der Zahl der Pferde zurückstehend die Zähne und Gebisse der Hyänen, die wohl zu Zeiten dem menschlichen Bewohner die Höhle mögen streitig gemacht haben. Zerbrochene Knochen, wie es heute noch die Hyäne praktizirt, lagen wenigstens in Menge herum. Insonderheit hatte die Hyäne sich über die porösen Knochen der Dickhäuter hergemacht, über Elefant und Nashorn. In dem reichlichen Vorhandensein dieser erkennt man so recht die Nähe der Riesstümpfe, darinnen sich die Dickhäuter mit Wohlbehagen umhertrieben. Ganz bezeichnend ist nun aber, daß die Reste alter, ausgewachsener Thiere, deren ungeheure Größe sonstwo, etwa im Moor oder im Lehm, überrascht, gänzlich fehlen. Es liegen in unserer Höhle nur die Reste, namentlich die Zähne junger, unentwickelter Thiere, ja es wird kaum einen zweiten Platz geben, an welchem eine so große Anzahl Mammuthkälber verspeist wurden, wobei die ungenießbaren Zähne in den Aschenhaufen fielen. In gehöriger Menge

wurden ferner gejagt der Wisent und der Riesen-
hirsch, das Rennthier und der Bär, während nur ver-
einzelte Knochen auf das seltenere Wild weisen, wie
z. B. Steinbock, Biesfraß und Wolf, oder auf Feder-
wild, wie Schneehuhn, Schwan und Gans. Jede Höhle
zeigt nun aber in Betreff der Küchenabfälle ihre Eigen-
thümlichkeiten, entsprechend der Gegend, in welcher sie
liegt, so daß wir aus der Menge der übrig gelassenen
Knochen auf die gemachte Jagdbeute und das in der
Gegend häufigere Wild einen Schluß zu ziehen berech-
tigt sind. In den Felschluchten des Lonethals z. B.
überflügelt der Bär jedes andere Wild; denn in den
dortigen von reizenden Thieren besetzten Engpässen fehlte
das Pferd, während ihm die Riesebene zu seinem Ge-
deihen behagte. Daher kommt es, daß in der Höhlen-
wohnung des Hohlsteins im Lonethal 80 % Bären-
reste und nur 3 % Pferdereste sich fanden, während
die Ofnet 60 % Pferde- und nur 4 % Bärenreste
lieferte. Andere Höhlen haben wieder ihre besondere
Eigenenthümlichkeiten, z. B. die Thageger Höhlen wei-
sen ein Uebermaß von Hasentknochen (Alpenhase) auf
und die Reste des Schneehuhns; die eine Höhle nennt
man Hyänenhorst wegen der übergroßen Menge von
Hyänenresten, andere Mammuthhöhlen u. s. w. Reiche
Jagdtriften, besondere Liebhabereien der Jäger spiegeln
sich wie auch heute noch in deren Wohnungen ab. Eine
Beobachtung höchst schlimmer Art darf zum Schlusse
nicht verschwiegen werden, um der Wahrheit die Ehre
zu geben: wir finden nämlich mitten unter den Knochen
der Jagdthiere auch die des Menschen und zwar vielfach
unter Umständen, die den Kannibalismus¹ vernun-
then lassen. Zerstückte Menschenschädel, aufgeklopfte
Nothbeine legen es sehr nahe, die Menschen der Stein-
zeit stark im Verdacht zu haben, daß sie es nicht ver-
schmähten, ob nur in der Noth oder aus Lust, auch
Menschenfleisch zu verspeisen.

Trotzdem findet sich neben diesen reinen Naturtrie-
ben auch die Befriedigung eines höheren, über die reine
Materie sich erhebenden Drangs. Schon fingen selbst
diese rohen Naturmenschen an, sich und ihre nothwen-
digen Werkzeuge zu schmücken. Von Farben ist das
Roth bis jetzt das Einzige, was entdeckt werden konnte:
dasselbe liegt in nußgroßen Pasten gar nicht selten im
Höhlenboden und ward ohne Zweifel durch Schlemmen

¹ Die Menschenfresserei.

eines tertiären tiefrothen Bolus gewonnen, der auf der
Alb gar nicht selten ist. Die Schmuckgegenstände,
welche getragen wurden, sind aus Bein, die meisten aus
Kengeweih oder aus Jet, dem schwarzen Bernstein,
gleichfalls einem bei uns heimischen Mineral. Es sind
Haarnadeln, Ohrenschnuck, Halsringe, Halsbänder
u. s. w., die an manchen Orten wie in Thayngen (Schaff-
hausen) nicht ohne eine gewisse Schönheit in der Form
geschnitten sind, also daß man sogar die Richtigkeit solcher
Kunsterzeugnisse angezweifelt hatte.

Etwas Sicheres über die Zeit, in welche die ältere
Steinzeit fällt, auch nur annähernd auszusprechen, ge-
hört nun allerdings noch zur Unmöglichkeit. Sicher ist
nur so viel, daß es eine Zeit vollkommen veränderten
Klimas war; denn die Zeitgenossen des Menschen sind
hochnordische, wirklich arktische Organismen. Von
den Schuffenrieder Moosen an, die mit den Kengeweih-
en und Steinmessern gefunden wurden, heutzutage
aber nur noch in den höchsten Alpen und am Sneeätan
in Norwegen leben, bis zum sibirischen Mammuth
und dem wollhaarigen Nashorn weist Alles nach einem
arktischen Klima in die sogenannte Eisperiode Europas,
in die Zeit der Gletscher und der erraticen Blöcke,
deren Geschiebe das damalige Leben traf, bald aber
unter Schutt und Eis begrub. Diese Steinzeit heißt die
ältere oder älteste Steinzeit, weil überhaupt kein älteres
Vorkommen des Menschen festzustellen ist. Die Un-
möglichkeit einer menschlichen Existenz vor dieser Zeit
ist auch sehr einleuchtend, war doch Allem nach, was
wir in den Moränenlandschaften beobachten, eine allge-
meine Vereisung und tiefste Temperaturniedrigung,
welche die Existenz des Menschen ebenso ausschloß, als
dieselbe heutzutage nördlich der Baffinsbay und des
Lancaster-Sundes zur natürlichen Unmöglichkeit gehört.
Erst zur Zeit der milder werdenden Temperatur und
der abschmelzenden Gletscher war eine Einwanderung
von Menschen denkbar. Wollen wir mit einer allerdings
nicht mehr zu beweisenden Thatsache, aber doch mit einer
sehr nahe liegenden Vermuthung schließen, so gab
dieselbe klimatische Aenderung, welche die Gletscher in
Europa abschmolz, auch Anlaß zur Bildung der Wüsten
in Afrika und mittelbar zur Auswanderung von afri-
kanischen Völkern, welche die Wüstenbildung aus ihrer
Heimath trieb.

Stuttgart.

Prof. Dr. Oskar Fraas.

Paris.

Daß die Hauptstadt eines Landes auch das Herz
desselben sei, kann man wohl von keiner Stadt der
Welt in so hohem Grade behaupten als von Paris.
Da ist der Mittelpunkt des politischen, wissenschaft-
lichen, künstlerischen, geselligen Lebens der Franzosen,
dahin zu gelangen ist das Ziel nicht nur der Gelehrten,
Beamten u. s. w., sondern auch sehr viele Handwerker
mühen sich und sparen lange Jahre, um hier den Reiz
ihres Lebens als Rentner zubringen zu können. Und
wer vermöchte all die fremden Völker und Namen zu
nennen, welche hier zusammenkamen und kommen?

Diese große Anziehungskraft von Paris ist eine
wohlbegründete.

Schon der äußere Anblick der Riesenstadt mit ihren
vielen Prachtgebäuden, Denkmälern, schönen Anlagen,
Wasserwerken u. s. w. ist ein entzückender. Sie ver-
dankt in dieser Hinsicht besonders Vieles dem Manne,
dessen Name von der Mehrheit der Bewohner ein
festig geschmähter ist, Napoleon III. Große Häuser-
massen wurden auf seine Veranlassung abgetragen und
an deren Stelle palastähnliche Gebäude errichtet. Wo
früher enge, krumme Gassen waren, ergößt sich jetzt das

Auge an prächtigen breiten Straßen, welche, mit Bäumen geziert, für Fußgänger und Gefährte ausreichenden Raum gewähren. Welche Mittel man zur Verschönerung verwandte, dafür nur ein Beispiel! Um für den Bau des Neuen Opernhauses und dessen Umgebung den nöthigen Platz zu gewinnen, mußten 4 bis 500 Häuser niedergelegt werden. Der Bauplatz für dies Haus allein kostete 10,500,000 Franken, der Bau selbst 35,600,000 Franken. Solche Ausgaben kann sich das französische Volk erlauben, da es sich in Folge der Fruchtbarkeit des Bodens und der Sparsamkeit der Bewohner ein erstaunliches Vermögen erworben hat. Namentlich dann, wenn es gilt, Frankreichs Ruhm zu mehren, pflegen Regierung, Volks- und Gemeindevertretungen mit vollen Händen zu geben.

Außer dem Namen, eine der schönsten Städte der Welt zu sein, hat Paris auch den, zahlreiche Einrichtungen zur Erhaltung der Gesundheit seiner Bewohner

getroffen zu haben, so z. B. die Anlage von Gärten, die Herzuführen gesunden Trinkwassers, die sorgsame Beseitigung aller Unreinigkeiten. Letzterem Zwecke dienen besonders die Kloaken, unterirdische Abzugsanäle, welche jetzt ein 770 Kilometer langes Netz bilden, von 2,15 bis 5 Meter hoch und von 1,15 bis 5,60 Meter breit sind und der Seine alle unreinen Gewässer u. s. w. zuführen.

Die Ringmauer, welche ganz Paris umgibt — beinahe 36 Kilometer lang und schließt über 70,000 Häuser und mehr als 2 Millionen Menschen ein. Was letztere alljährlich an Nahrungsmitteln gebrauchen, ist natürlich ebenfalls wieder riesenhaft. So sind z. B. ungefähr 300 Millionen Kilogramm Brod, 165 Millionen Kilogramm Fleisch, 43 Millionen Kilogramm Fisch, 21 Millionen Kilogramm Geflügel und Wildpret, 16 1/2 Millionen Liter Branntwein und Liqueure, 20 1/2 Millionen Liter Bier, 125 Millionen

Ansichten von Paris.

Für das „Volksblatt“ in Holz geschnitten von H. Faltschen.



Aussicht auf die Seine.

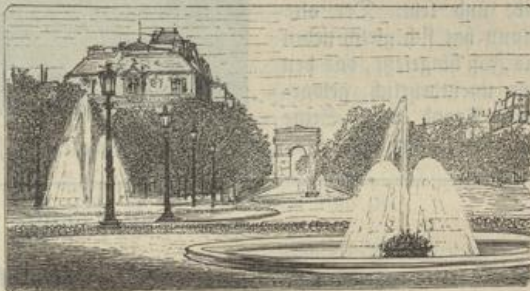
Die Seine (sprich: Sahn), ein Fluß, der in den „Kanal“ mündet, hat für Paris in vieler Beziehung sehr hohen Werth (in Bezug auf Wasser-versorgung, Reinigung, Schifffahrt u. s. w.); die Stadt muß freilich auch manches Mal unter seinen Ueberschwemmungen empfindlich leiden.

Liter Milch und 436 Millionen Liter Wein nöthig. An Brennmaterial wurden im Jahre 1877 verbraucht: 763,000 Kubikmeter Holz, 790,000,000 Kilogramm Steinkohle, Coaks, Torf u. s. w.

Die Ausgaben der Stadt sind für das Jahr 1878 auf rund 255 Millionen Franken berechnet. Die städtische Schuld erfordert allein über 106 Millionen Franken Zinsen.

Muß einem nicht der Kopf schwindeln, wenn man solche Zahlen liest?

Es ist eine Eigenthümlichkeit großer Städte, daß sie nicht nur Sammelpunkte gewähren für Alles, was menschliches Wissen und Können zu Stande brachte, und darum ihren Bewohnern Belehrung, Unterhaltung, Zerstreuung in Fülle bieten, sondern daß sie auch denen, welche sich nicht gerne in das laute Getriebe der Welt mischen, die Möglichkeit verschaffen, ein stilles abgeschlossenes Leben zu führen. Außerhalb der Thore, vor dem Weichbild der Stadt, gibt es ruhige, lauschige Plätze, in denen man fast wie auf dem Lande zu leben vermag, während durch die zahlreichen Fahrgelegenheiten,



Ein Theil der Clusien'schen Felder.

Dieser Theil der Clusien'schen Felder ist eine von doppelten Baumreihen eingefasste Straße, mit Prachtgebäuden zu beiden Seiten. Am Ende der Triumphbogen. Der andere Theil der Clusien'schen Felder ist ein schön angelegtes Wäldchen, ein Lieblingsstummelplatz der Pariser.

besonders die Pferdebahnen, die Stadt wieder alle Paar Minuten in allen Richtungen erreicht werden kann.

Gar Manche sind der Meinung, das Leben sei in großen Städten überaus theuer. Daß der, welcher alle Lustbarkeiten mitmachen will, viel Geld braucht, wer sollte sich darüber verwundern? Der Sparsame jedoch vermag sich, wenn er die günstigen Gelegenheiten kennt, die nöthigen Unterhaltsmittel so billig zu erwerben, wie dies oft in kleineren Städten und auf dem Lande nicht möglich ist.

Neben der Fülle schimmernden Glanzes findet sich in solchen Großstädten eine Menge erschrecklichen Elendes, erzeugt zum Theil durch Armuth (man zählt gegenwärtig in Paris etwa 112000 auf die Wildthätigkeit angewiesene Arme), mehr aber noch durch die Herrschaft der menschlichen Leidenschaften. Wir können es darum wohl begreifen, daß ernstgestimmte Menschen beim Hinblick auf solchen Jammer des äußeren Glanzes, der sie umgibt, vergessen und mit Wehmuth des Wortes gedenken, daß die Welt schön ist überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

Der alte Zecher.

Von Gabriel Metsu, einem Holländer, der ums Jahr 1650 lebte.

Die freundlichen Leser, welche unsere bisherigen Bilder mit Aufmerksamkeit verfolgten, werden dem obigen sofort ansehen, daß es in derselben Art angefertigt ist, welche wir bei niederländischen Künstlern wiederholt bemerkten. Wie viele Andere seiner Landsleute hat auch Gabriel Metsu, von dessen Leben wir nur Weniges wissen, mit Vorliebe das Alltagsstreben zu seiner künstlerischen Darstellung gewählt.

Unser Bild führt uns einen Zecher vor, wie er lebt und lebt. Der alte Mann hat sich gleich neben das Faß hingesezt, das den ihm unentbehrlich gewordenen Trank birgt. Seine ganze Haltung zeigt uns,



Glases in seiner Linken schon eifrig zusprach.

Wohl Mancher unter unsern werthen Lesern wird beim Betrachten dieses Bildes an Männer (wie doppelt schrecklich, wenn's gar Frauen wären!) aus seinem eigenen Bekanntenkreise erinnert, die demselben Gange ergeben sind wie der obige Alte.

Können wir uns dieselben besser vorstellen, als sitzend neben dem Faße, in der Hand das Glas, vor sich hinbrütend, wohl auch auf Augenblicke heiter gelaunt, aber theilnahmslos für die Welt, deren Aufgaben und wahre Freuden, als Sklaven einer Leidenschaft, die sie um so stärker fesselt, je länger sie ihr fröhnen, je weniger sie dieselbe bekämpfen!

Was willst du werden?

Unteroffizier:

Die Unteroffizier-Schulen zu Potsdam, Jülich, Viebrich, Weißenfels und Ettlingen haben die Bestimmung, junge Leute, welche sich dem Militär-Stande widmen wollen, zu Unteroffizieren heranzubilden.

Der Aufenthalt in der Unteroffizier-Schule dauert in der Regel drei, bei besonderer Brauchbarkeit auch nur zwei Jahre, in welcher Zeit die jungen Leute gründliche militärische Ausbildung und Unterricht in alle dem erhalten, was sie befähigt, bei sonstiger Tüchtigkeit auch die bevorzugteren Stellen des Unteroffizierstandes, als Feldwebel und dergl., zu erlangen, und es ihnen ermöglicht, bei der einstigen Anstellung im Militär-Verwaltungsdienst, z. B. als Zahlmeister und dergl., bezw. als Civilbeamte, die Prüfungen zu den gesuchteren Posten abzulegen.

Die Ausbildung ist kostenfrei; die Jüsilere der Unteroffizier-Schulen werden bekleidet und verpflegt wie jeder Soldat der Armee.

Wer die Aufnahme in eine Unteroffizierschule wünscht, hat sich bei dem Landwehr-Bezirks-Commando seines Aufenthalts-Orts oder bei einem der Commandos der Unteroffizier-Schulen in Potsdam, Jülich, Viebrich, Weißenfels oder Ettlingen unter Vorzeigung eines von dem Civil-Vorsitzenden der Erfah-Commission seines Aushebungsbezirks ausgestellten Melde-Scheins persönlich zu melden.

Die Einstellung von Freiwilligen in die Unteroffizier-

Schulen findet alljährlich zweimal, und zwar bei den Unteroffizier-Schulen Potsdam, Viebrich und Weißenfels im Monat Oktober, bei den Unteroffizier-Schulen Jülich und Ettlingen im Monat April statt.

Die Unteroffizier-Vorschule zu Weiburg hat die Bestimmung, geeignete junge Leute von ausgesprochener Neigung für den Unteroffizierstand in der Zeit zwischen der Confirmation und dem Eintritt in das wehrpflichtige Alter derart fortzubilden, daß sie für ihren künftigen Beruf tüchtig werden. Bei militärischer Erziehung sollen sie Gelegenheit finden, ihre Schulkenntnisse soweit zu ergänzen, wie dies nicht nur im Hinblick auf den militärischen Beruf, sondern auch für ihre spätere Verwendbarkeit im Civildienste wünschenswerth ist. — Daneben wird der körperlichen Entwicklung und Ausbildung, unter specieller Berücksichtigung der Anforderungen des Militärdienstes, besondere Aufmerksamkeit zugewendet.

Die Ausbildung in der Unteroffizier-Vorschule dauert zwei Jahre. Längeres Verbleiben in derselben erfolgt nur bei mangelhafter körperlicher Entwicklung.

Die Zöglinge der Unteroffizier-Vorschule sind nicht Militärpersonen. Die Aufnahme begründet aber die Verpflichtung, aus der Vorschule unter Uebnahme der für die Ausbildung in einer Unteroffizier-Schule festgesetzten besonderen Dienstverpflichtung, unmittelbar in die hierfür bestimmte Unteroffizier-Schule überzutreten und für jedes Jahr des Aufenthaltes in der Unteroffizier-

Vorschule zwei Jahre über die gesetzliche Dienstpflicht hinaus activ in der Armee zu dienen, für den Fall aber, daß sie dieser Verpflichtung überhaupt nicht oder nicht in vollem Umfange nachkommen sollten, die auf sie gewendeten Kosten, im Betrage von 465 Mt. für das Jahr, sofort unweigerlich zurückzuerstatten.

Die Aufnahme in die Unteroffizier-Vorschule ist von folgenden Bedingungen abhängig :

Die Aufzunehmenden dürfen in der Regel nicht unter 15 und nicht über 16 Jahre alt sein.

Sie müssen sich untadelhaft geführt haben, vollkommen gesund, im Verhältniß zu ihrem Alter kräftig gebaut, sowie frei von körperlichen Gebrechen und wahrnehmbaren Anlagen zu chronischen Krankheiten sein, ein scharfes Auge, gutes Gehör und fehlerfreie (nicht stotternde) Sprache haben.

Sie müssen leserlich und im Allgemeinen richtig schreiben, Gedrucktes (in deutscher u. lateinischer Druckschrift) ohne Anstoß lesen und die vier Species rechnen können.

Bettnäßer, Bruchleidende und mit Fußschweiß behaftete junge Leute dürfen nicht aufgenommen werden.

Wer in die Unteroffizier-Vorschule aufgenommen zu werden wünscht, hat sich, begleitet von seinem Vater oder Vormund, persönlich dem Landwehr-Bezirks-Commandeur seiner Heimath vorzustellen und hierbei folgende Papiere vorzulegen :

- 1) ein Geburtszeugniß,
- 2) ein Unbescholtenheitszeugniß der Polizei-Obrigkeit,
- 3) etwa vorhandene Schulzeugnisse,
- 4) die schriftliche unter 3 erwähnte Verpflichtung mit der gleichfalls schriftlichen Genehmigung des Vaters oder Vormundes.

Ueber Geldanlage.¹

Unter den Werthpapieren, welche unser „Kurszettel“ aufweist, finden sich folgende verschiedene Arten vertreten: Staatspapiere (rückzahlbare und Renten), Pfandbriefe, Eisenbahn-Prioritäten, Aktien und Loose. Sicherlich haben viele unserer freundlichen Leser eine beträchtliche Anzahl solcher kostbaren Scheine eigen und sehen sich in der angenehmen Lage, an gewissen Fälligkeitstagen ihre Scheere gebrauchen und die Zinsen-Abschnitte abtrennen zu dürfen, andere jedoch haben vielleicht noch nie gesehen, wie derartige Schuldscheine beschaffen sind. Für sie wollen wir das Wesentliche aus einem solchen abdrucken. Wir wählen das im Kurszettel zuerst genannte Werthpapier, eine Schulverschreibung der „Anleihe des Deutschen Reiches vom Jahre 1878“

und zwar eine solche vom geringsten Betrage, von 200 M. Dieselbe hat folgenden Wortlaut :

„Schulverschreibung über 200 Mark.
Lit. E. N^o 12650.

Zwei hundert Mark Reichswährung verzinslich mit Vier vom Hundert, ausgefertigt nach den Bestimmungen der Gesetze vom 29. April 1878 u. f. w.

Die Zinsen werden bei der königlich Preussischen Staatsschulden-Tilgungskasse in Berlin und außerdem bei den vom Reichskanzler zu bezeichnenden Stellen halbjährlich am 1. April und am 1. October an den Ueberbringer der fälligen, hierzu gehörigen Coupons berichtet. Die Coupons sind ungültig, wenn ihr Geldbetrag nicht binnen vier Jahren, vom Fälligkeitstermin ab gerechnet, erhoben worden ist. Von vier zu vier

¹ Siehe Nr. 38, S. 300.

Jahren werden zu dieser Schulverschreibung neue Zins-Coupons mit Talon verabreicht.

Die Tilgung des Schuldkapitals erfolgt in der Art, daß die durch den Reichshaushalts-Etat dazu bestimmten Mittel zum Ankauf einer entsprechenden Anzahl von Schulverschreibungen verwendet werden. Dem Deutschen Reiche bleibt das Recht vorbehalten, die in Umlauf befindlichen Schulverschreibungen zur Einlösung gegen Baarzahlung des Kapitalbetrages binnen einer gesetzlich festzustellenden Frist zu kündigen. Den Inhabern der Schulverschreibungen steht ein Kündigungsrecht gegen das Deutsche Reich nicht zu.

Berlin, den 20. Juni 1878.

Reichsschulden-Verwaltung.
[Unterschriften].

Beigefügt sind die Coupons Serie I. No. 1 bis 8 mit Talon.“

Diese Worte handeln also von einem Dreifachen :

- 1) von der Aufnahme des Kapitals,
- 2) von dessen Verzinsung,
- 3) von dessen Heimzahlung.

(Fortsetzung folgt.)

Eine der „Deutschen Reichs-Anleihe“ sehr ähnliche wurde am 7. und 8. November zur „Zeichnung“ aufgelegt, nämlich 60 Millionen Mark der Preussischen Consolidirten 4 % Staats-Anleihe. Dieselbe hatte einen Ausgabekurs von 94,40, trägt also ungefähr 4 1/4 % Zinsen. Ihre Sicherheit ist bei den geordneten Zuständen des Preussischen Staates selbstredend eine sehr große.

Stand der Werthpapiere am 4. November 1878.

- 4 % Deutsche Reichs-Anleihe 95.
- 4 % Preussische Staats-Anleihe 95.
- 4 % Bayerische Anleihe 94,90.
- 3 % Sächsische Staats-Rente 72,90.
- 4 % Württembergische Anleihe — —
- 4 % Badische Anleihe 95 1/2.
- 5 % Französische Rente 113.
- 4 % Oesterreichische Goldrente 61,10.
- 5 % Russische Anleihe von 1877: 79,40.

- 4 % Landschaftliche Central-Pfandbriefe 94,80.
- 4 1/2 % Köln-Mindener Eisenbahn-Prioritäten, 1. Emission 100,80.
- Deutsche Reichsbank-Aktien 153,70.
- Braunschweiger 20 Thaler-Loose 81.
- Meininger 7 fl.-Loose 18,50.
- 20 Frank-Stück 16,23.
- 100 fl. österreichische Banknoten 172,10.
- 100 Rubel russische Banknoten 201,20.

